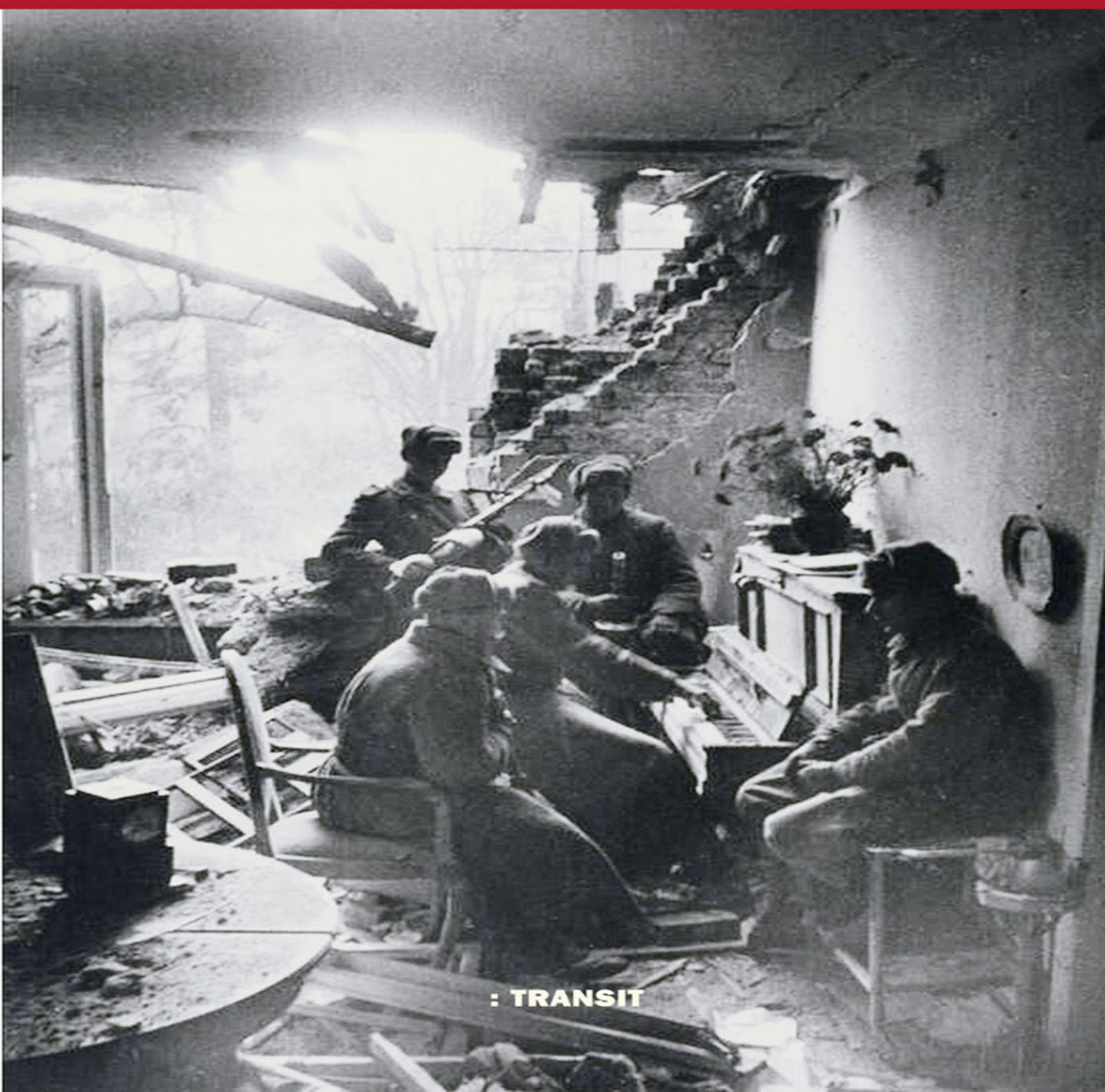


ERIK REGER

ZEIT DES ÜBERLEBENS

Tagebuch April bis Juni 1945



: TRANSIT



Erik Reger, 1953

© für Erik Reger: Reger GmbH, Berlin
© 2014 für diese Ausgabe by TRANSIT Buchverlag
Postfach 121111 | 10605 Berlin
www.transit-verlag.de

Umschlagabbildung: © Privat:
Sowjetische Soldaten, Berlin, Mai 1945
Umschlaggestaltung: Gudrun Fröba
eISBN 978 3 88747 313 6

ERIK REGER

ZEIT DES ÜBERLEBENS

Tagebuch April bis Juni 1945

Herausgegeben und mit einem Nachwort
von Andreas Petersen

: TRANSIT

INHALT

Tagebuch von Erik Reger

Anmerkungen zum Tagebuch

Nachwort

Dank

Autor und Herausgeber

Das Tagebuch von Erik Reger
liegt im Nachlass Reger in der
Akademie der Künste in Berlin.

TAGEBUCH

hi dass die wäher die Eingangsartien in meine Arbeit
 ganz arbeiten lassen, in Dingen die Essen sein wollten, je
 soft in bis a-1 ja keine da sein, wir haben alles
 nicht. - Ihre Arbeit hat von dem Polen kein
 Brot bekommen. Das ist aber damit verbunden,
 dass sie jetzt was zu a-1, in denen die letzten Brot
 verschluckt konnten. Ich habe dann Ihre kleine Zeit
 ja kommen sehen. Wenn wir jetzt in die Hände u.
 dringen, für den sie nicht mehr haben, sondern Brot
 in der Hand noch vorstehende Lebensmittel. Aktionen
 25. Mai Dienstag. die die Drogen
 Die neue Bringenmeister hat
 am Donnerstag 12 Uhr mittags
 in Schottland in der Drogen besetzt
 Für Donnerstag abend 11 Uhr
 im Restaurant Floragade ein
 26. Mai Mittwoch.
 Ich habe alle Nachrichten über
 kleine Zigarettenbeuteln abgefragt
 am 25. Montag von Drogen 11 Uhr, als Malton
 teilweise von den Kommissaren auf Berlin
 mit dem dass sie jetzt nicht. Wir abgeben die Trüm-
 mer in die Luftwerfer ist ein sehr schönes Produkt
 am 26. Juni 1948, aber vor dem...

werden nicht, soll
 nur Ration für Brot.
 kommen, sondern Ausweis
 Sie sollen sich bemühen,
 in der Tat die sie für die
 Ihre Zahl in betrifft die
 die die meisten Kinder. Das
 sehr so weit, mehr, als wir
 können. Viel sind herüber
 die die um Holz...

A-1
 A-2
 A-3
 A-4
 A-5
 A-6
 A-7
 A-8
 A-9
 A-10
 A-11
 A-12
 A-13
 A-14
 A-15
 A-16
 A-17
 A-18
 A-19
 A-20
 A-21
 A-22
 A-23
 A-24
 A-25
 A-26
 A-27
 A-28
 A-29
 A-30

Brot
 nicht
 eben
 A-1
 A-2
 A-3
 A-4
 A-5
 A-6
 A-7
 A-8
 A-9
 A-10
 A-11
 A-12
 A-13
 A-14
 A-15
 A-16
 A-17
 A-18
 A-19
 A-20
 A-21
 A-22
 A-23
 A-24
 A-25
 A-26
 A-27
 A-28
 A-29
 A-30

21. April, Samstag.

Seit Mitte der Woche hat sich der Kanonendonner von der Front östlich und südöstlich Berlins verstärkt. Nach Berlin durften in den letzten Tagen nur noch Leute mit rotem Ausweis fahren. Ich besitze einen gelben. Rot ist Rüstungsindustrie, das heißt die Fiktion, daß eine solche noch existiere.

Die S-Bahn fährt sehr sporadisch. Man sagt, daß die Leute, wenn sie nach Berlin kommen, zurückbehalten und Verteidigungspositionen zugeteilt werden.

Mechanisch tut man die Dinge des Tages. Der Frontlärm bildet eine zwar drohende, aber angesichts der allgemeinen Abgestumpftheit nach so vielen turbulenten Kriegseignissen ganz unwahrscheinlich wirkende Kulisse. Ich bestelle weiterhin den Garten, mit der Vorsicht, die dadurch geboten ist, daß ich mich beim Volkssturm (II. Aufgebot) dauernd krank melde. Ich tue die Gartenarbeit in der Gewißheit, daß im kommenden Sommer jedes Salatblatt wichtig sein wird, aber auch in der Ungewißheit, wer das hier Gesäte ernten wird.

Die deutschen Schlachtflugzeuge fliegen die kurze Strecke zwischen dem Flugplatz Rangsdorf und der Front hin und her, her und hin. Es sind ihrer ganz wenige. Sie steigen auf, kommen rasch zurück, nehmen jedes wieder eine Bombe an Bord und steuern erneut zur Front. Dadurch erscheint ihre Zahl größer. Im OKW-Bericht heißt es dann: »Unsere Schlachtflieger brachten den schwer ringenden Erdtruppen bei Tag und Nacht fühlbare Entlastung.«

Abends nach neun erscheinen die russischen Schlachtflieger. Sie erhellen weite Strecken mit ihren lange stehenden Leuchtfackeln – ganze Alleen von Lampen, von hier anzusehen wie ein erleuchteter Rummelplatz. Man kann die Einschläge der Bomben in Richtung Erkner und Königs Wusterhausen beobachten. Das zieht sich stundenlang hin. Unheimlich sind die einzelnen, die sich aus den Verbänden lösen, über das Stadt- und südliche Randgebiet

rasen, einen grünen Leuchtschirm und unmittelbar darauf zwei Bomben werfen. Ist das vorbei, dann kommen die englischen Mosquitos. Von Abend zu Abend bilden sie mehr Angriffswellen; vorgestern waren es fünf, gestern sogar sieben, immer in Abständen von einer halben bis dreiviertel Stunde. Ich schätze aber, daß wir diese Daueralarme infolge der russischen Vormärsche sehr bald hinter uns haben werden.

Die deutschen Flaksender bemühen sich, die Fiktion präziser Ansagen und Warnungen aufrechtzuerhalten. Oft erfolgt sofort hinter der Vorentwarnung neuer Vollalarm, weil die Einflüge erst diesseits der Elbe registriert werden können. Die natürliche Überraschung tritt zu dem chaotischen Wirrwarr, der hinter einer noch stehenden Fassade den nahen Zusammenbruch ankündet. In den Fenstern, den hohlen Fenstern dieser hohlen Fassade, läßt Goebbels seine gewohnten Tiraden los. Grauenhaft burleske Panoptikumstimmung. Danse macabre der Propaganda.

Manchmal meldet der Ansager: »Die Art der Flugzeuge ist nicht einwandfrei erkennbar.« Oder: »Die bisher als Schlachtflieger angesprochenen Flugzeuge werden jetzt als schnelle Kampfflugzeuge beurteilt.« Vier, fünf Stunden lang Alarm. Gestern waren wir bis drei Uhr nachts im Keller.

Wir haben den Luftschutzkeller heute nachmittag für den Fall hergerichtet, daß wir längerem Artilleriebeschuß ausgesetzt sein sollten. Wir haben Proviant und Wasser unten. Liegestühle und ein Bett aufgeschlagen. Wir sind insgesamt sieben Personen im Hause, darunter zwei Kinder von zwei und drei Jahren. Außer meiner Frau und mir zwangseinquartierte Familien aus Berlin und Breslau. Ich bin der einzige Mann.

Seit dem frühen Abend ist der Zugverkehr eingestellt. Über die Landstraßen ziehen Kolonnen von Flüchtlingen mit Wagen und Pferden vom Süden her nach Berlin.

Als es dunkel wurde, sahen wir eine Anzahl Ausländer die Straße hinaufkommen. Sie haben sich in der Bauruine neben unserem Hause für die Nacht eingerichtet.

Heute hatten wir schon keinen Fliegeralarm mehr.

22. April, Sonntag.

Die Ausländer in der Bauruine sind Italiener. Sie kommen aus einem Lager in Nauen. Im letzten Augenblick hatte man sie in Bewegung gesetzt, um sie über Dresden und Prag nach dem Süden zu schaffen. In Lichtenrade, dem letzten Berliner Vorort vor Mahlow, endete der Zug. Man überließ die Italiener sich selbst, und sie überfluteten seit dem späten Abend die Gegend. Die in der Bauruine, vier Männer und eine Frau, sind ein Teil von ihnen. Sie haben sehr früh ein Feuer angezündet, denn die Nacht war eisig rauh.

Unter Führung der Italiener hat die Mahlower Bevölkerung in der Frühe fünf Waggons mit Saatkartoffeln ausgeplündert, die am Bahnhof standen. Uns war ein halber Zentner zugeteilt gewesen, wir hatten auch schon bezahlt. Jetzt haben wir das Nachsehen.

Später sind auch Lebensmittelgeschäfte ausgeraubt worden. Um zehn Uhr erst hörten wir in unserer abgelegenen Burgsdorfstraße, daß die Molkerei Ottmann um acht Uhr Käse und Butter frei verkauft habe.

Die bis zuletzt fiktive Nazi-Organisation hat es fertig gebracht, an die Bevölkerung ein Viertel Pfund Zucker, etwas Reis, ferner eine Büchse Fleischkonserven und ein Stück Schokolade »aus einem geräumten Wehrmachtlager bei Erkner« auszuteilen. Das geschah kurz nach Mittag. Die übrigen Vorräte werden, soweit sie nicht geplündert sind, den Russen in die Hände fallen. Nach Radio London sind die östlichen Vororte Berlins schon in ihrer Hand, während im Süden eine große Zangenbewegung sie über Zossen und Trebbin bis Beelitz geführt hat.

Unaufhörlich ergießt sich der Flüchtlingsstrom von Süden und Südosten her über Mahlow in Richtung Großbeeren. Alles will »zu den Amerikanern«. Diese Flüchtlinge sind, genau wie die seit Anfang Februar hier einquartierten Ostpreußen, Pommeraner und Schlesier ein Kapitel für sich. Sie erwecken einerseits Mitleid, andererseits stoßen sie durch ihr anmaßendes Verhalten ab. Sie sind der Meinung, daß, weil sie alles im Stich lassen mußten, ihnen alles gehöre, was andere noch besitzen.

Symptomatisch weiterhin für das Fassadenregime der Nationalsozialisten ist die stille Auflösung aller Dinge, während äußerlich der Anschein, alles funktioniere, gewahrt wird. In einer so brenzligen Lage sollte doch die Gemeindeverwaltung permanent im Dienst sein. Das Gemeindehaus ist nur durch zwei unbebaute Grundstücke von uns getrennt. Dort ist niemand, ausgenommen die Lehrbuben, die im Garten Akten verbrennen.

Vor fünf Uhr morgens sind die deutschen Flugzeuge in nördlicher Richtung abgeschwirrt. Mir war sogleich klar, daß das die Räumung des Flugplatzes Rangsdorf bedeutete. Danach Stille. Kein Flugbetrieb mehr.

Während des Vormittags Detonationen links von uns. Aus der Richtung der Feuersäulen schlossen wir, daß die Scheinwerferstellungen gesprengt wurden.

Mittags kam meine Frau aus dem Ort: die Russen, heißt es, sind schon in Blankenfelde. Das ist drei Kilometer von hier.

Der Volkssturm II hatte angeblich die Aufgabe, im letzten Augenblick die Panzersperren zu schließen. Was der Volkssturm II in diesen Stunden in Mahlow macht, weiß ich nicht. Ich bin fest entschlossen, keinem Befehl zu folgen, aber man hat mich nicht gerufen. Volkssturm I sieht man auf Fahrrädern Richtung Berlin eilen.

Es sind erst acht Tage her, daß der Gruppenführer Franze – Regierungsrat im Patentamt, klein und mickrig, mit diskret getragenen Parteiabzeichen – nachts um drei wie wild am Haus klopfte: »Volkssturmalarm!« Abends zuvor war Potsdam bombardiert worden, es hatte sich bei uns im Keller wie eine nahe Schlacht angehört, ganz eigentümlich, ganz anders als alle anderen Angriffe, wie die Vorahnung einer großen Panzeroperation oder Luftlandung. Damals dachten wir noch, die Amerikaner seien bald hier; die neue russische Offensive hatte noch nicht begonnen. Damals – vor bloß acht Tagen. Welche Veränderung seitdem! Ich hatte den Volkssturmgruppenführer gut zehn Minuten Lärm schlagen lassen, ehe ich reagierte. Nachher hatte sich herausgestellt, daß es sich um eine lächerliche Aktion handelte: zwei Ausländerlager sollten nach Waffen durchsucht werden, angeblich waren feindliche Agenten aus der

Luft abgesetzt worden; eine unbeschreibliche Groteske, wie überhaupt die gesamte Institution. Und dazu hatte der Regierungsrat Franze, der auch erst hinterher erfuhr, was los war, sich feldmarschmäßig eingefunden! Hoffentlich ist er heute an der richtigen Stelle...

Meine Frau war einem Offizier begegnet, der ihr sagte: »Gehen Sie von hier fort zu den Amerikanern, die sind nicht so, aber der Russe –!« Auf die Frage meiner Frau: »Warum halten Sie denn die Russen nicht auf?«, kam die Antwort: »Womit denn?« Der Offizier setzte seinen Rückzug fort. Dann traf meine Frau auf einen Sanitätsfeldwebel, der sich mit seinem Auto verfahren hatte. Er hatte ein Lazarett geräumt und wollte Verwundete nach Großbeeren bringen, dort »müssen die Russen sie übernehmen, ich weiß nicht weiter«.

Der Trupp Italiener, der nachts in der Bauruine neben uns Unterschlupf gesucht hatte, richtet sich mit vielen anderen jetzt in der Hütte hinter dem Gemeindehaus ein. Büropersonal verbrennt im Garten immer noch Akten. Auch wird dort, jetzt nur noch von der alten Frau Huhn, einer Art Beschließerin und Faktotum, irgend etwas vergraben – man sagt, die Hitlerbilder. Niemand kümmert sich um all das. Niemand verhindert Vertuschungsmanöver im Gemeindehaus, es weiß ja auch bei der zerstreuten Lage des Ortes kaum jemand davon. Die Nationalsozialisten haben wohl nicht ohne Absicht das Gemeindehaus, das sie seiner Wohnbestimmung entzogen haben, trotz der Verordnung, Behörden sollten keine Wohnräume (mit Küche und Bad sogar!) belegen. Die Nazis waren doch sonst so eifrig im Barackenbau!

Vollkommene Apathie und Resignation ist das allgemeine Kennzeichen. Die Tatsache, daß wirklich der Wahnsinn des Kämpfens und Zerstörens bis zum letzten Zaunpfahl in Deutschland fortgesetzt wird, lastet in Verbindung mit der Russenangst und dem Gefühl, daß man nicht entgehen kann (etliche packen Wägelchen zur Flucht und bleiben dann doch – »wohin denn?« ist die ewige Frage), so sehr auf den Gemütern, daß für aktives Denken gar kein Raum bleibt. So kommt es, daß die scherzweise von uns »Bürgermeisterin« genannte, in der nationalsozialistischen Gemeindeverwaltung tonangebende Obersekretärin Krüger unbefangen ihre

Rolle weiterspielen kann. Gestern hat sie noch zu meiner Frau gesagt: »Ich gebe die Hoffnung nicht auf.« Die Hoffnung auf Hitlers Wunder... Heute soll sie angesichts des deutlicher sich abzeichnenden Debakels gesagt haben: »Fünfzehn Geheimsitzungen haben sie abgehalten, was geschehen soll, wenn... Jetzt sind sie alle fort und haben den Bürgermeister Hagena hier sitzen lassen.« Die »sie«, die fort sind, scheinen der stellvertretende Ortsgruppenleiter Hafer (der andere, Wirth, mit dem ich mein Hühnchen zu rupfen hatte, ist angeblich krank in einem Heereslazarett) und der Ortsleiter der NSV, Hamel, zu sein. Hamel, der bei Gelegenheit einer Hausbesichtigung in der Flüchtlingsquartierfrage mit verklärter Stimme erzählte, er habe in Edenkoben in dem Pfälzer Lokal, in dem Herr Bürckel verkehrte, gegessen und getrunken – gut, natürlich.

Weil man nicht weiß, was geschehen kann, ist Fluchtgepäck vorbereitet. Nichts Überflüssiges, trotzdem viel zu schwer. Der elektrische Strom, der in den letzten Tagen über das bis dahin übliche Maß hinaus versagt hatte, hält jetzt merkwürdigerweise bis auf kurze Unterbrechungen durch. Leider fallen die Unterbrechungen oft mit dem Beginn der ausländischen Nachrichtensendungen zusammen.

Da die Artillerie mehr schießt, wenn auch nicht gerade hierher, halten wir uns im Keller auf. Ich gehe öfters hinauf. Ob es nur russisches oder auch deutsches Feuer ist, kann man hier nicht unterscheiden. Jemand kommt und sagt, in Blankenfelde habe man weiße Fahnen in dem Moment aufgehängt, als die Russen in der betreffenden Straße erschienen seien, vorsichtigerweise nicht früher, der Drohungen von Goebbels eingedenk. Irgendwer habe von dort telephoniert, die Russen hätten die Häuser durchsucht. Nachteiliges sei nicht zu berichten. Dies alles ist völlig gespenstig. Der Kampf hat auf Berliner Gebiet übergegriffen, über uns ist der Sturm seitlich hinweggefegt, aber es wird noch von Ort zu Ort telephoniert, das Wasser läuft noch aus der Leitung, ich höre noch Radio aus London, Beromünster, Moskau, die elektrischen Lampen brennen – und in der Luft ist das Bellen der Geschütze. Unsere Gegend erscheint vollkommen friedlich.

Einmal, als ich draußen bin, sehe ich etwas Merkwürdiges. Zwei deutsche Soldaten, ohne Waffen, in ziemlich guten Uniformen, auffallend guten, wie man schon lange keine mehr erblickte und wie man sie an der Front bestimmt nicht erwartet, wollen im Haus gegenüber Wasser haben. Der eine steht etwas weiter zurück. Man läßt sie nicht ein. Ich höre sagen: »Die Waffen haben die Russen uns abgenommen.« Der Zurückstehende ruft dem anderen zu: »Komm doch!« Darauf entfernen sie sich wieder.

Ich habe das Gesehene im Keller erzählt, die Sache kam uns allen nicht ganz geheuer vor. Jedenfalls haben die Leute drüben im Hause, die das Wasser verweigerten, den Verdacht gehabt, sie hätten durch Fallschirm abgesetzte Russen vor sich.

Um acht Uhr abends habe ich den »Kameraden« gehört – Soldatensender West und Kurzwellensender Atlantik. Er nannte die Positionen, bei Berlin, Weißensee, Landsberger Allee undsoweiter; der Süden entging mir, weil der Strom für drei Minuten unterbrochen war. Erneut empfinde ich die Gespensterhaftigkeit dieses Tages in all und jedem, den ausbleibenden wie den eintretenden Ereignissen. Sie entspricht der Gespensterhaftigkeit dieses ganzen, in vielen Stadien bis zur Unwirklichkeit seltsamen Krieges.

Elf Uhr abends: Der elektrische Strom versagt endgültig. Auch das Wasser läuft nicht mehr aus der Leitung.

Das weiße Tuch, das ich aus dem Badezimmerfenster gehängt hatte, schimmert durch eine sternenlose Nacht. Bisher hat sich niemand darum gekümmert.

23. April, Montag.

Wir hatten abwechselnd Nachtwache eingerichtet, für den Fall, daß wir deutsches Artilleriefeuer bekämen. Nichts davon; aber der Geschützdonner, deutlich vermischt mit Abschüssen aus Granatwerfern, schwoll stundenweise zu beängstigender Stärke an. Ich habe nur wenig geschlafen.

Der Morgen graut. Das Land liegt da, als sei nichts geschehen. Der Gefechtslärm scheint sich noch mehr nach Berlin hineinzuziehen. Ich denke an meine Freunde dort und an Manfred, unseren einzigen Sohn, von dem wir nun lange nichts mehr hören werden. Seine letzte Nachricht war aus der Umgegend von Halle, kurz bevor Radio London die Eroberung dieser Stadt meldete. Wir vertrauen auf Gott, daß er in amerikanischer Gefangenschaft ist.

Wir wagen zu glauben, daß wir, wie auf einer Insel, verschont geblieben sind; das Haus steht unversehrt; wir sind überzeugt, daß für uns der Krieg zu Ende ist; und wenn es so ist, dann ist eingetreten, um was wir immer zu Gott gefleht haben: daß wir das Ende des Krieges unbeschädigt an Leib und Seele, Hab und Gut erleben möchten.

Ob noch deutsche Granaten, deutsche Bomben zu fürchten sind? Bei längerem Widerstand in Berlin? Ich glaube nicht an längeren Widerstand. Die Zeit ist vorbei, wo Städte Wochen hindurch gehalten werden konnten. Außerdem dürften die Russen wie gegen Wien auch gegen Berlin stärkste Kräfte angesetzt haben.

Um acht Uhr heulte eine deutsche Granate heran und platzte irgendwo. Aha, sagten wir stirnrunzelnd. Wir lauschten. Nichts deutete auf eine Wiederholung. Eine einzige deutsche Granate. Hätten sie die lieber nicht abgefeuert – es war eine Kundgebung ihrer Ohnmacht.

Wir warten der Dinge, die da kommen werden. Denn kommen wird einmal etwas, nämlich die russischen Soldaten. Immun gegen deutsche Propaganda, wissen wir doch wenig von dem Wesen dieser russischen Armee. Nicht einmal Engländer und Amerikaner wissen etwas davon, denn kein alliierter Korrespondent ist an der Front, geschweige im russisch besetzten Deutschland, zugelassen.

Da wir außer der elektrischen keinerlei Kochgelegenheit im Hause haben, machten wir, wie schon mehrfach in der letzten Zeit bei tagelanger Stromunterbrechung, zwischen ein paar Mauersteinen und unter einem improvisierten Rost im Garten eine offene Feuerstelle, um Kaffee zu kochen. Es ist windig; die Geschichte dauert lange. Zehn Uhr ist vorüber. Auf den Kornäckern hinter unserem Hause sieht man die ersten Russen,

vereinzelt und in Trupps. Sie sind zu weit weg, ich kann nicht erkennen, wie sie aussehen. Einmal schienen sie jemanden auf das Wäldchen links von uns zuzuschleppen. Dann fiel ein Schuß. Die Gruppe blieb stehen, blickte zur Erde. Etwas wurde weggeschleppt, anscheinend ein Toter, aber nicht von dieser Stelle, sondern etwas abseits. Ein mysteriöser Vorgang. Die Russen entfernten sich wieder. Später tauchten erneut einzelne auf, blieben an der Stelle stehen, blickten zur Erde, gingen wieder weg.

Über Berlin hängt der Rauch von Artilleriefeuer und Bränden.

Elf Uhr: Zwei Russen treten durch unser Gartentor.

Ich öffnete sofort die Haustür und ging ihnen entgegen. Seit dem Morgen hatte ich folgende »Maßnahmen« getroffen: Auf meinem Schreibtisch liegen zwei Zeitungen. Die eine Beilage des »Berliner Tageblatts« aus dem Jahre 1932, der Sowjetunion gewidmet, illustriert, mit Stalins Bild auf der ersten Seite. Die andere ist eine Nummer von »News Chronicle« aus diesem Frühjahr, mit den Bildern der russischen Heerführer Tschernjachowski (der inzwischen gefallen ist), Rokossowski, Schukow, Koniew, Petrow, Malinowski unter der Überschrift: »The victorious Six«. Beide Zeitungen hatte ich in meinem Archiv im Luftschutzkeller aufbewahrt. Ferner halte ich in meinem Archiv im Hintergrund die sowjetrussische Übersetzung meines Romans »Union der festen Hand«, als Buch in Moskau 1934 erschienen.

Die beiden, die da gekommen waren, trugen eine Art Windjacke und Trainingshosen, dazu Maschinenpistolen; verwegene Gesichter, finstere Mienen – alles in allem ebensowohl so zu deuten, daß sie selbst Furcht hatten, wie daß sie Furcht einflößen wollten. Ich sagte: »Guten Tag, da seid ihr ja«, was sie in jeder Weise, auch im Mienenspiel, unbeantwortet ließen. Sie schoben sich ins Haus hinein und durchwanderten forschend die Zimmer. Wonach sie forschten, war nicht ganz klar. Ich zeigte ihnen das Bild Stalins. Das brachte ein Lächeln auf ihre verschlossenen Züge, während sie für den Namen Schukow kein Verständnis hatten. Sie schienen etwa fünfundzwanzig Jahre alt zu sein. Typ Dorfhandwerker. Endlich fragten sie nach Schnaps. »Schnaps« konnten sie auf deutsch sagen. Ich suchte ihnen zu erklären, daß sie Schnaps vermutlich in Berlin finden